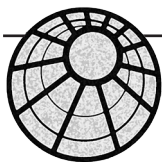


DER TEMPEL- HÜGEL



Langsam stieg sie durch das hohe Gras, bahnte sich einen Pfad. Sie mochte diesen Weg nicht, der auf den Hügel führte – sie mochte den Hügel nicht. Die Sonne stach fordernd in ihrem Nacken, um sie Schritt für Schritt daran zu erinnern, dass sie ihr ausgeliefert war. Ohne das schützende Blätterdach des Waldes, das die Sonne in tanzende Splitter zerteilte, kreiste eine angespannte Unruhe durch Daphnes ganzen Körper. Die langen Gräser peitschten gegen ihre Beine und hinterliessen ein raues Gefühl von Trockenheit. Die Wiese raschelte und zirpte im Wind – ein Geräusch, das Daphne zuwider war. Jedes Mal, wenn sie am Waldrand stand, durchzuckte sie das Widerstreben wie eine Warnung. Die einzige Macht, die sie dazu brachte, den Wald zu verlassen, war die Gemeinschaft der Erdpriesterinnen. Ihr Gang zum Tempel folgte, genauso wie der der anderen Nymphen, keiner Regelmässigkeit, keinem Sonnen- oder Mondstand. Sie wusste einfach, wann es an der Zeit war, und dann gab es weder Weigerung noch Aufschub. Doch der erste Schritt hinaus ins offene Feld fühlte

sich an wie ein Akt höchster Unvernunft, als ob sie ihr Leben in die Hände einer fremden, feindlichen Macht legen würde. Und im nächsten Moment, wenn sich ihre Silhouette ganz aus dem Leib des Waldes gelöst hatte, versetzte ihr die Sonne einen so gewalttätigen Schlag auf den Kopf, dass sich ihr Blick in einem – wenn auch nur sekundenlangen – Schwindel trübte. Ihr ganzer Körper war von einer lähmenden, furchteinflössenden Schwere erfüllt, und die Dumpfheit, die auf ihrem Kopf sass wie ein schweres Gewicht, vernebelte all ihre Gedanken und Bewegungen, bis sie den Gipfel erreichte und in den Schatten des Tempels eintauchte.

Seit sie den Stein zum ersten Mal berührt hatte, wusste sie, dass ihm ein Wunder innewohnte. Der Tempel stand am höchsten Punkt des Hügels, da, wo die Sonne am erbarmungslosesten brannte, doch seine Säulen, sein Boden und sein Altar waren zu jeder Tageszeit von einer so sanften Kühle durchflutet, dass Daphne sofort ihren ruhigen Atem, ihren klaren Schritt und ihre runden Bewegungen wiederfand, wenn sie in ihn einging. Marmor nannten sie den Tempelstein, und schon als kleines Mädchen hatte es sich für sie wie ein Zauberwort angehört: Marmor. Er war so weich anzufassen, dass sie ihre Hände wie magisch angezogen wieder und wieder über die weichen Rundungen der Säulen gleiten liess, und die erhabene Heiligkeit des Ortes ging in ihren Körper über, noch bevor sie sich vor der Priesterin verneigt und ihr Opfer dargebracht hatte. Gleichzeitig schlicht und ohne den geringsten Anschein von Prunk war dieser Ort von solch atemberaubender Erhabenheit, dass Daphne sich in der Säulenhalle winzig klein fühlte und sich gleichzeitig der strahlenden Einzigartigkeit ihrer Existenz bewusst wurde. Der Tempel war kreisrund, und über den Köpfen der Säulen wölbte sich eine Kuppel, in deren Mitte sich eine grosse Öffnung auftat: das Himmelsauge. Wenn es regnete, füllte sich der Tempel mit Wasser, durch das man knöcheltief

watete, bis es abgeflossen und in den Wiesen des Hügels versickert war. Doch wenn die Sonne ihre Strahlen durch den Himmel wob, erlaubte ihr das heilige Wesen, das dem Tempel innewohnte, die Zeitspanne einer genau festgelegten Zeremonie lang, direkt auf den Altar unter der Öffnung hinunterzuscheinen, um die frischen Opfertgaben mit Kraft und Licht zu durchdringen. Dann wandte sie sich mit einer Verneigung ab, und wer zu dieser Stunde in den Tempel trat, wurde mit dem heiligen Atem des Windes durchdrungen, der aus den Weiten des Kosmos herabwehte. Wayra nannte ihn die Priesterin, den göttlichen Atem des Universums, der durch alle Wesen hindurchfloss, bis in die Tiefe ihrer Seelen drang und sie am Leben erhielt. Wayra hatte die Macht, Wasser, Feuer und Erde zu bewegen, und durch ihn war alles miteinander verbunden – Menschen, Gottheiten, Tiere, Pflanzen, Steine und Sterne, auch die, die schon lange nicht mehr lebten oder noch nie gelebt hatten. Als Daphne den Namen zum ersten Mal gehört hatte, hatte sich ihr ganzer Körper mit gefrorener Haut überzogen, auch wenn ihr nie jemand hatte erklären können, was er wirklich bedeutete – denn Wayra war eine jener Kräfte, deren Wesen man nicht begreifen, sondern nur fühlen konnte. Doch im Tempel waren Begreifen und Fühlen eins, und Daphne spürte, wie Kraft und Stille in ihr aufgingen wie der volle Mond. Im Tempel war sie gleichzeitig Alles und Nichts, denn hier vereinigten sich alle Empfindungen des Universums zu einem einzigen, grossen Gedanken.

Der Tempel war das höchste Heiligtum des Waldes. Draussen rauschten die Bewegung, das Leben und die Geschwindigkeit, die Daphne so liebte, doch hier ruhte die Wahrheit. Die Wahrheit, die keine Farbe, kein Geräusch und keinen Duft hatte, sondern einzig aus Stille bestand. Die Wahrheit, die keiner Veränderung wich, die Wahrheit, die selbst über das Schicksal und die Parzen erhaben war, eine nie versiegende

Erkenntnisquelle, die sich aus dem Innersten des Universums ergoss. Mit Ehrfurcht, aber hoch aufgerichtet, legte Daphne ihre Gaben auf den Altar nieder: Früchte des Waldes, wohlduftende Blätter und heilende Kräuter. Dann trat sie zurück, während die Priesterin mit dem Räuchern begann und Worte der Beschwörung sprach. Daphne atmete tief ein und aus und liess sich von den weissen, duftenden Schwaden des Räucherwerks tragen, die sie einhüllten, liess zu, dass sie sie weit weg führten, denn hier war sie in Sicherheit.

Mit weiten, kräftigen Bewegungen schwamm sie durch den Fluss. Sie spürte keinen Druck in der Brust, der sie nötigte, aufzutauchen, und hielt die Augen geöffnet, ohne dass sie schmerzten. Das Wasser war so klar, dass sie die glatten, runden Steine auf dem Grund sah, obwohl der Fluss tiefer war als der Peneios. Nein, dies waren nicht die Gefilde ihres Vaters, und dennoch liess sie sich ohne Furcht oder Zweifel immer weiter flussabwärts treiben. Die Wellen strichen über ihre Haut wie feinstes Tuch, kleideten sie mit wertvollen Gewändern ein, die sie zu einer Herrscherin, zu einer Göttin machten. Als sie den Kopf aus dem Wasser hob, fand sie sich in einem lichten Wald wieder. In einiger Entfernung ragte eine kleine Halbinsel in den Fluss hinein, auf der eine Gruppe von Frauen stand und auf Daphne wartete. Sie trugen lange weisse Gewänder, die in grossen, weichen Falten hinabfielen und an der Hüfte von einer goldenen Gürtelspange zusammengehalten wurden. Die Haare trugen sie zu kunstvollen Knoten hochgesteckt, und Daphne schien es, als hätte sie sie vor langer Zeit einmal gekannt, obwohl sie ihre Gesichter nicht sehen konnte. Als würden sie sich ihr entziehen, trübten sich ihre Augen jedes Mal, wenn sie sie anzuschauen versuchte. Sie fassten Daphne an den Händen und halfen ihr über die Uferböschung, kleideten sie an und flochten ihre Haare. Ohne im Fluss ihr Spiegelbild zu suchen, wusste sie, dass sie jetzt eine von ihnen war.

«Komm», sagte die Schwester, die zu ihrer Rechten stand, und nahm sie an der Hand. Der Pfad, der sich von der Waldlichtung aus zum Fluss hin öffnete, schien erst in dem Moment zu entstehen, in dem sie ihn betraten, und obwohl Daphne nicht wusste, wohin sie die Gefährtin führte, war es gewiss, dass sie sich dem Ort näherte, der ihr bestimmt war.

Nach kurzer Zeit erschien zu ihrer Linken ein grosser Felsen. Daphne sah eine Höhle, in der eine alte Frau in einem grossen Kessel rührte, der auf dem offenen Feuer stand. Als sie nähertraten, begrüsst sie Daphne und ihre Gefährtin mit einer stillen Verneigung, und sie grüssten zurück, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Daphnes Gefährtin überreichte der Alten eine grosse, schwere Kornähre, die diese mit einer Dankesgeste annahm und Daphne bedeutete, aus dem Kessel zu trinken. Daphne verstand nicht, was sie sagte, und blickte zu ihrer Gefährtin. «Sie spricht eine uralte, vergessene Sprache», sagte diese nur. Daphne streckte langsam beide Hände aus und nahm das Gefäss entgegen, das aus einem grossen Blatt gefaltet war. Die Heilerin bedeutete ihr, den Becher in einem Schluck auszutrinken, und ohne zu zögern tat Daphne, was sie tun musste. Obwohl der Trank über dem Feuer gesiedet hatte, hinterliess er ein angenehm kühles Gefühl in ihrer Kehle. Wieder begann die Heilerin zu sprechen, in kugelförmigen Worten, die wie grosse, schillernde Blasen um sie herum zu schweben schienen. «Du sollst das Blatt mit der feuchten Seite auf diejenige Stelle deines Leibes legen, die wund ist», sagte Daphnes Gefährtin. Daphne faltete den Becher auf, und griff, ohne darüber nachzudenken, unter ihr Gewand, um das Blatt direkt auf ihr Herz zu legen. «Das ist eine weise Entscheidung», sagte die Alte, und Daphne wusste nicht, ob sie nun ihre, Daphnes, Sprache sprach, oder ob sie gelernt hatte, die Alte zu verstehen. «Mein Herz ist nicht krank», wollte Daphne erwidern, aber es gelang ihr nicht. «Das Pumpen des Blutes»,

fuhr die Alte fort, «spürt man immer da, wo eine offene Wunde klafft. Und du bist heute gekommen, um sie dir anzusehen.» Daphne schüttelte den Kopf, aber nur in Gedanken. Sie war nicht verletzt. Aber unter dem Blatt, das auf ihrer Brust klebte, spürte sie ihr Herz schlagen. Die Alte deutete zur linken Seite der Höhle, und obwohl sie in tiefem Dunkel lag, wusste Daphne, dass ihr Weg dort begann.

Als sich das Dunkel lichtete, sah Daphne ein Geflecht aus Dornenästen vor sich, einen hohen, dichten Zaun mit scharfen Klingen und spitzen Stacheln, den zu überwinden sie das Leben gekostet hätte. Daphnes Inneres zog sich zusammen – der Zaun war das Bedrohlichste, das sie je gesehen hatte, und ihr Herz unter dem Blatt begann so heftig zu schlagen, dass ihre ganze Brust schmerzte. Und dann sah sie die Frau. Sie blutete am ganzen Körper, und weinte, weinte um ihr Leben, als sie sich über die Wiese schleppte, weg vom Zaun. Sie kroch auf allen Vieren, während sie immer schwächer wurde, und liess eine Spur schweren, dicken Blutes hinter sich zurück, das langsam in der feuchten Erde versickerte. Daphne wusste, dass sie in wenigen Minuten sterben würde – nicht, weil sie es sah, sondern weil sie es fühlte. Weil sie diese Frau war. Weil es ihr eigenes Blut war, das aus den tödlichen Wunden strömte. Sie fürchtete sich nicht vor dem Tod, und das laute Weinen, das ihre Kehle wie Schreie zerriss, war nur der wortlose Ausdruck ihrer Verzweiflung über den unverzeihlichen Verrat, den sie an sich selbst begangen hatte. Das Einzige, was sie jetzt noch spürte, war der brennende Wunsch, an den Waldrand zu gelangen. Da gesellte sich zur Kraft der Bäume, die in gewaltiger Stille dastanden und auf sie warteten, plötzlich eine Kraft in ihrem Inneren, als sie eine helle Stimme sagen hörte: «Du bist frei.» Als ihre Hände das feuchte Unterholz spürten, liess sie sich erschöpft, aber mit einem Lächeln sinken. Sie wusste, dass sie verblutete, aber sie hatte keine Schmerzen mehr. Sie war zu Hause.

Daphne wusste, dass sie sich umdrehen musste, auch wenn sich alles in ihr dagegen wehrte. Sie musste wissen, was hinter dem Zaun lag. Im nächsten Augenblick sah sie das Haus – gross, herrisch und aus rotem Backstein. Sie erinnerte sich. Eine Welle von Liebe durchflutete sie, und im nächsten Augenblick eine Welle von Angst. Es war das Haus ihrer Gefangenschaft. Das Haus, in dem er sie festgehalten hatte. Ihr Mann, den sie so sehr geliebt hatte, dass nichts anderes mehr von Bedeutung gewesen war, ihr Mann, dem sie sich bedingungslos unterworfen hatte. Und die Worte der Alten fielen wie glühend heisse Steine in ihre Erinnerung hinein, bis es zischte und sie sich vor Schmerzen wand. Ihr Herz war eine offene Wunde. Ein Schnitt ging mitten durch sie hindurch, ein Schnitt, der tiefer war als die Wunden, an denen sie am Waldrand verblutet war. Doch dieser Schnitt verströmte nicht nur tödlichen Schmerz in ihrem ganzen Leib, sondern auch eine unaussprechliche Sehnsucht. Es hatte eine Zeit gegeben, in der dieser Schmerz das Einzige gewesen war, das sie am Leben erhalten hatte.

Festmahle hatte es gegeben in diesem Haus, und Daphne hatte mit funkelnden Steinen bestickte, bodenlange Kleider getragen, als sie wie die Herrscherin eines gewaltigen Reiches in den herrlich geschmückten Saal getreten und den Platz an seiner Seite eingenommen hatte. An die Zeit vor der Begegnung mit ihm konnte sie sich nicht erinnern, als ob er alles ausgelöscht hätte, alle Erinnerungen, in denen er nicht vorkam. Bis sie ihn kennengelernt hatte, hatte sie ohne Wasser gelebt, und als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, war sie gewahr geworden, dass sie Durst hatte. Sie war durch eine Wüste gewandelt, ohne es zu wissen, bis er vor sie hingetreten war mit einer Karaffe voll Wasser und einem Laib Brot. Bis zu diesem Tag hatte sie nur den Geschmack von Sandkörnern gekannt, auf der Zunge, in der Nase, in den Lungen, tief, überall.

Er hatte ihre inneren Landschaften mit einem einzigen Blick ergründet und sie durchwatet, ohne Fragen zu stellen, an ihren tiefsten, dunkelsten Stellen. Doch das Schlimmste war nicht, dass er sie gefangen hielt und quälte. Das Schlimmste war, dass er sie bannte. Dass sie, egal was er tat, nicht aufhören konnte, ihn zu lieben. Und Liebe war nicht mehr die Summe aller zärtlichen Gefühle, sondern die Summe aller heftigen Gefühle: Hass, Zorn und Verzweiflung. In den Wochen und Monaten seiner wortlosen Abwesenheit hatte sie stundenlang am Fenster ihres Turmes gesessen und zugeschaut, wie sich die Wipfel im Wind hin und her geneigt hatten, hatte dem Rauschen von Ästen und Blättern gelauscht, bis sich in ihr die harten Kugeln der Sehnsucht zusammengeballt hatten. Dann hatte sie angefangen, ihm Briefe zu schreiben, nächtelang, um sie am nächsten Morgen zu verbrennen. Briefe, in denen sie erkannt hatte, dass ihre Liebe ein Tanz auf dem Vulkan war, und ihr Bann einzig und allein in der Qual lag. Briefe, in denen sie ihn noch unausweichlicher liebte als in den wenigen Nächten, in denen er bei ihr lag.

«Unsere Liebe ist ein Tanz auf dem Vulkan. Wir tanzen ihn zusammen, kurz vor dem Ausbruch, kurz bevor die Geister aufhören, Schatten zu werfen – wir tanzen. Tanz der Betäubung, nur kein Hineinhorchen in die Zeit. Wir sehen nicht hin, sehen nicht die Welt verbrennen, wir tanzen und halten die Augen fest geschlossen. Der Feuerregen um uns berührt uns nicht, wir scheinen unsterblich, wir verspüren keinen Schmerz. Tanzen über glühende Steine, mit nackten Füßen, schreiten durch Lavaströme, tief bis zu den Knien, und alles perlt an uns ab, wir tanzen. Wir brennen die Brücken hinter uns ab, doch die Geister verschwinden lautlos, ohne uns beim Namen zu nennen. Ist die ganze Welt nur ein Traum und unser Tanz die erste Wahrheit, sind wir die letzten Wesen

im Universum oder ist das erst der Anfang, erwachen wir, wenn wir die Augen öffnen, oder war die Flucht in den Feuerkreis das letzte Urteil? Es ist ein Tanz auf dem Vulkan, wir tanzen ihn zusammen, kurz vor dem Ausbruch. Aber wer wird sich verbrennen, du oder ich? Es gibt keine Sieger, es gibt keine Helden – du brennst, ich brenne, lichterloh. Doch es sind die abgebrannten Felder, die Felder, deren Halme bis zum Grund des Stiels niedergetrampelt wurden, welche die wahre, reiche Ernte tragen, die schwarz verkohlten Böden, genährt durch die Asche von Jahrhunderten. Unsere späte Blüte steht in Feuer und in Tränen, während die Welt um uns herum kahl geworden ist, und wenn wir schwere Ähren vollen Kornes ernten, wird niemand da sein, um sie zu sehen.»

Als sie zurück in die Höhle kam, blickte die Heilerin sie lange an. Liess ihre Augen langsam in sie einsinken, tiefe, dunkle Augen vollkommener Ruhe, ohne ein Blinzeln – ohne sie erforschen oder befragen zu wollen, ohne etwas von ihr zu fordern. Daphne war wie betäubt von den Bildern, durch die sie gegangen war, und wankte leicht, als sie auf die Alte zuging. Als sie nur noch wenige Meter von ihr entfernt war, streckte sie ihr eine kleine Tonschale entgegen. «Nur ganz wenig», sagte sie warnend, mit einer tiefen, kehligen Stimme. «Bei Unerfahrenen kann Heiltinktur wie Gift wirken, denn sie ist stark. Heilung bedeutet Wandlung.» Daphne nahm die Schale und trank. Im nächsten Augenblick durchzuckte ein unerträglicher Schmerz all ihre Glieder und verschloss ihre Brust. Ihr wurde schwarz vor den Augen, und sie sah wilde Gestalten durcheinander rennen, grosse aufgerissene Raubtiermäuler, die brüllten und zubissen. Doch als ob nur ein kurzer, greller Blitz aus einer anderen Welt in ihren Geist hineingefahren wäre, war nach einer Sekunde alles vorbei, und Daphne fühlte sich seltsam stark, geschmeidig und glatt wie ein Puma.